

# Cop Culture – Der Alltag des Gewaltmonopols

## Männlichkeit, Handlungsmuster und Kultur in der Polizei<sup>1</sup>

von Rafael Behr

Staatliche Herrschaft ist auf der Ebene ihres praktischen Vollzugs ein oft uneindeutiges Handlungsgeflecht, dessen Verlauf man nicht deterministisch bestimmen kann, von dem man aber immer mehr Bedingungen seines Zustandekommens kennen kann. Das hat mich zu der Untersuchung über den „Alltag des Gewaltmonopols“ gebracht. Viele Menschen haben keine oder eine höchst einseitige bzw. singuläre eigene Erfahrung mit der Polizei, dementsprechend wenig weiß die Öffentlichkeit auch von den komplexen Handlungsbedingungen im Polizeialltag. Auch in der deutschen Polizeiforschung ist das Wissen um die Handlungsstrategien von Polizeibeamtinnen und Polizeibeamten durchaus noch ausbaufähig<sup>2</sup>.

In meiner Arbeit wird deutlich, dass sich hinter der offiziellen Rahmung der Polizei noch andere Welten mit anderen Wirklichkeitskonstruktionen verbergen. Bürokratieförmigkeit wäre die Kulisse, die Kultur(en) in der Polizei das, was dahinter ist. Der Einblick in das Innen- und Alltagsleben der Organisation soll mit dazu beitragen, den *Mythos Innere Sicherheit* (Gössner 1995) zu entmystifizieren bzw. die abstrakte Organisation (die von manchen auch „Apparat“ genannt wird) in nachvollziehbare Handlungen zu übersetzen.

Die Untersuchung verbindet Struktur- und Handlungsebene der Polizei über die Beschreibung der kulturellen *Handlungsmuster* von Polizisten und der bürokratischen Verwaltung des Gewaltmonopols<sup>3</sup>. Hier gibt es noch viele offene Fragen, ich nehme an dieser Stelle nur zwei davon exemplarisch heraus:

1. Im Gesetz scheint genau geregelt zu sein, was die Polizei zu tun hat, schon nicht mehr so genau geregelt ist die Frage, *wie* sie es zu tun hat. Historisch und

politisch gesehen ist die Aufgabenwahrnehmung der Polizei jedoch höchst abhängig von politischen Interessen und Durchsetzungsmöglichkeiten. In den Erzählungen von Polizisten wird die Zuständigkeitsfrage übersetzt und präzisiert. Hierbei spielen Vorstellungen von Stärke, Durchsetzungsvermögen und von Männlichkeit eine entscheidende Rolle. Nun wäre zu vermuten, dass es im Zuge des Anstiegs der Frauenquote in der Polizei auch zu einer Veränderung von Konflikt- und Handlungsstrategien kommt. Dem wurde jedoch bislang weder theoretisch noch empirisch fundiert nachgegangen<sup>4</sup>.

2. Die praktischen Interventionen mussten Polizisten schon immer woanders lernen als die Theorie. So wird z.B. die Frage, *wann es genug ist* (zum Beispiel mit dem Grad der Schmerzzufügung beim sog. *Armhebel*) nicht in der *Polizeischule* behandelt, sondern auf dem *Polizeirevier* oder im Streifenwagen oder sonst an einem Ort des Praktischwerdens des Gewaltmonopols<sup>5</sup>. Polizisten lernen ihr „Handwerk“ in konkreten Situationen. Dies wird, so scheint mir, in der Beschäftigung mit Polizei zu wenig berücksichtigt, gerade wenn es um die Frage nach einer „guten“ Polizeiarbeit geht.

Ausgangspunkte meiner Untersuchung waren die Erzählungen von Polizisten und die Beobachtung ihres Alltags. Wenn Polizisten von ihrem Beruf erzählen, dann stellen sie in den Geschichten oder Erlebnissen nicht nur ein Stück von sich selbst dar, sondern auch etwas von der Institutionsgeschichte und von der Organisationskultur. In den Erzählungen geht es vornehmlich um die *Bewältigung des Polizeialltags*, es geht aber *auch* um die normativen Grundlagen des eigenen



Handelns (also darum, *wie* und *warum* man die Dinge tut).

Da ich den Handlungskontext von Polizisten nicht in der Konstellation Recht/Unrecht bzw. Konformität/Abweichung anordnete, ergab sich bald ein neuer Blick auf die normativen Grundlagen für polizeiliches Handeln, es fielen mir z.B. bestimmte *Männlichkeitsmuster* auf, die ich so durchgängig vorfand, dass ich sie für konstitutive Elemente der Binnenkohäsion der Polizei erachte (es geht aber nicht um real existierende *Männer*, sondern um die kulturelle Bedeutung von *Männerbildern* für den Polizeiberuf). Diese Auseinandersetzung mündete schließlich in der Frage nach den Parallelen, genauer gesagt, den Interdependenzen und Interferenzen von staatlicher (bürokratischer) Herrschaft und den Handlungsmustern von Polizisten. Sie wird fortgesetzt in der Auseinandersetzung um eine *Polizeikultur* und ihrer alltagspraktischen Entgegensetzung, die ich, in Anlehnung an den amerikanischen Terminus *Cop Culture*, *Polizistenkultur* nenne.

Die theoretischen Grundlagen zum Verständnis von Männlichkeit und Bürokratie bilden die Begriffe *bürokratische Herrschaft* (Max Weber), *Patriarchat* (Heinz Steinert) und *hegemonic masculinities* (Robert Connell).

Männlichkeitskonstruktionen und Polizistenkultur beziehen sich wechselseitig aufeinander, und obwohl die *Cop Culture* für die gesamte

Organisation prägend sein dürfte, gilt sie nicht für alle Hierarchieebenen in gleichem Maße. Deshalb arbeite ich mit dem Begriff der *Subkultur*<sup>6</sup>, mit dem es meiner Ansicht nach am besten gelingt aufzuzeigen, dass es sich bei der Polizei

... eine Ordnung von Männlichkeiten ist sehr nützlich ...

um eine hoch segmentierte Organisation handelt, die keine eindeutigen Grenzen, aber auch keine einheitliche Kultur besitzt.

Für die Polizei scheint mir eine Ordnung von Männlichkeiten sehr nützlich zu sein, denn immerhin lassen sich Innovations- und Beharrungsvermögen einer Organisation auch an ihren kulturell durchsetzungsfähigen Verhaltensmustern bestimmen. Angelehnt an das Konzept der *hegemonic masculinities* von Connell (1995), habe ich hegemoniale (also kulturell dominierende), (quantitativ) vorherrschende und abweichende Männlichkeiten unterschieden, wobei ich die Abweichung nochmals in eine integrationsfähige und eine separierende Differenz unterteile. Die Kategorisierung diene mir als Entwurf einer Männlichkeitstypologie für die Polizei. Sie beginnt mit der *Krieger-Männlichkeit* und wird fortgeführt mit der *Schutz-Männlichkeit*. Diese Typen deuten unterschiedliche Zugänge und Berufsverständnisse an, auch der dritte Typus, der des *unauffälligen Aufsteigers*, steht eher für die Gruppe derer, denen die Teilhabe an der Organisationsmacht (also die eigene Karriere) wichtig ist. Um zu zeigen, dass es in der Kultur der Polizisten sehr wohl eine differenzierte Wahrnehmung von Andersartigkeit gibt, habe ich *Homosexualität* als Beispiel für eine Abweichung gewählt, die unter bestimmten Umständen integrationsfähig ist.

Das Männlichkeitsmodell, das sich am intensivsten mit Fragen nach dem *richtigen Handeln* auseinandersetzt bzw. die ethische Frage des Polizeiberufs am stärksten hinterfragt, fasse ich in dem Typus des *Idealisten* zusammen. Um zu betonen, dass sich dieser Idealismus an zentralen Stellen von den Vorstellungen anderer Polizisten abhebt, nenne ich ihn *falschen Idealismus*. Der Ausdruck soll unterstreichen, dass die Moral vieler idealistischer Polizisten durchaus universellen Werten verpflichtet sein kann, dann aber Gefahr läuft, von den jeweiligen Partikularnormen der umgebenden Gruppe abzuweichen (im beschriebenen Fall war es eine Gruppe einer Beweissicherungs- und Festnahmeeinheit [BFE]

der Hessischen Bereitschaftspolizei). Das Wort *falsch* bezieht sich auf die Normengeltung der direkten sozialen Umgebung. *Falsch* wäre *richtig* in Bezug auf die Menschenrechte oder die Werte von *amnesty international* oder in Bezug auf die Werteordnung vieler anderer Polizisten und auf die Leitbilder der Polizei. *Richtig* ist aber *falsch*, wenn Krieger-Männlichkeiten unterwegs sind, die in abgeschotteten Gruppen eigene Gerechtigkeitsvorstellungen entwickeln und deren Geltung durchsetzen wollen. Falscher Idealismus ist keine bloß additive Haltung (wie sie z.B. homosexuelle Polizisten und Polizistinnen für sich reklamieren), sondern eine, die andere ausschließt und für sich einen ethisch höherstehenden Geltungsanspruch erhebt.

Am Fallbeispiel des *falschen Idealisten* wird im übrigen auch die Diskriminierungspraxis innerhalb der informellen Sozialbeziehungen in einer Organisation verdeutlicht. Nicht die konkrete **Handlung**, sondern die dahinter stehende moralische **Haltung** erzeugt unter den Kollegen Irritation und Aggression, die wiederum zur Distanzierung gegenüber diesem Kollegen und zu seinem tendenziellen Ausschluss aus der Gruppe führt. Für die Kollegen des „Moralisten“ steht dessen Verrat der Kameraden und die *Abweichung* von der Gruppennorm im Vordergrund. Sie konnten diese Haltung nicht, wie dies offiziell von der Polizeiführung geschah, als Zivilcourage und als Beleg für die *Selbstregulierungsfähigkeit* der Polizei werten.

Dieser Aspekt der Untersuchung ist für die Polizei vielleicht am schwierigsten zu verdauen, denn es konfrontiert sie mit einem Aspekt von Wirklichkeit, von der die Verantwortlichen oft sagen, dass sie sich auf individuelle Pathologie (der sog. „schwarzen Schafe“) beschränkt. Nach meinen Ergebnissen ist das nicht der Fall, vielmehr richtet sich das Verständnis von *Abweichung* und *Konformität* nach den subkulturell gültigen Werten, nicht etwa nach „Recht und Gesetz“ (das tut es oft genug auch noch, es ist jedoch kein ausreichender Rahmen, um

Durchbrechungen zu verhindern).

Die Untersuchung zeigt, dass es nicht die singulären Übergriffe sind, die, sozusagen als pathologischer Fehlschluss, von anderen Akten klar abgegrenzt werden können. Vielmehr verlaufen die Grenzen fließend: Was eine gerechte Strafe und was eine Misshandlung ist, hängt z.T. von den subkulturellen Normen ab. So gesehen sind Übergriffssituationen stets auch Vexierbilder des Polizeialltags: Was als korrekte Handlung beginnt, kann schnell entgleiten in einen Übergriff. Was auf der einen Seite als korrekte Festnahme interpretiert wird, bei der vielleicht härter zugegriffen werden musste, ist von der anderen Seite aus betrachtet schon eine unverhältnismäßige Körperverletzung. Was die einen als gerechte *Bestrafung an Ort und Stelle* bezeichnen, ist für andere Selbstjustiz.

Jenseits der Legaldefinitionen im Recht existieren keine allgemeinverbindlichen normativen Standards im Sinne von Wertmaßstäben für eine *gute Polizei* (i.S. einer guten Ordnung). Wenn Vorwürfe wie Gewaltexzesse, Rassismus, Sexismus, Autoritarismus, Kameraderie, Mobbing, organisierte Kriminalität oder Korruption in der Polizei auftauchen, dann ist es zu wenig, dass alle Verantwortlichen erschreckt oder verstört versichern, es handele sich nur um Einzelfälle. Dies ist keine gute Voraussetzung für eine souveräne Haltung gegenüber öffentlicher Kritik. Und lediglich von der Öffentlichkeit Verständnis für die schwierige Arbeit der Polizei zu reklamieren, ist keine sehr sachbezogene Reaktion.

Das Verhältnis zwischen den Handlungsmustern der Polizistenkultur und den Leitbildern aus der Polizeikultur betrachte ich als ein prinzipielles Widerspruchsverhältnis zwischen zwei Logiken in der Polizei: Für die bürokratische Organisation und die Publikumsorientierung des Gewaltmonopols erweisen sich die aggressive Männlichkeit zwar insgesamt als obsolet bzw. dysfunktional, gleichwohl ist sie für dessen Durchsetzung in bestimmten Konstellationen nützlich und notwendig.

**Wertmaßstäbe  
für eine gute  
Polizei fehlen**

Polizeikultur spielt eine Rolle als wertbezogene Ausgestaltung der Idee einer demokratischen Verankerung staatlicher Herrschaft. Dies würde aber nicht funktionieren, wenn sie nicht durchbrochen bzw. gestützt würde durch *nicht-bürokratieförmige* Handlungsmuster der street cops (insbesondere deren Männlichkeitskonstruktionen, in denen *Tugenden*, wie z.B. Solidarität und Tapferkeit, vorkommen, oder deren *Berufsehre*, die sich in den Handlungsmustern ebenfalls widerspiegeln).

Die Handlungsmuster der street cops sind nicht immer und nicht notwendigerweise menschenfreundlich und humanistisch korrekt. Allerdings sind viele alltagstaugliche Routinen mit ihnen möglich, die Polizisten z.B. vor Überlastung schützen und die vielfältigen Handlungen beinhalten, die auf eine *diffuse Nachfrage eine pragmatische Antwort geben*, auch dort, wo es sich nicht um eine strikt polizeiliche Antwort handelt.

In der direkten Gegenüberstellung der beiden *Kulturen* in der Polizei wird deutlich, dass die *Leitbilder* der Polizeikultur zum einen der Selbstverständigung der Polizeiführung, zum anderen als Kommunikationsangebot mit der Öffentlichkeit dienen. Dagegen richten sich die *Handlungsmuster* der Cop Culture ausschließlich an die (vornehmlich statusniedrigen) Mitglieder der eigenen Organisation, sie schöpfen ihre Wirkung überwiegend aus den internen (subkulturellen) Werten.

*Polizeikultur* und *Polizistenkultur* sind nicht direkt zu vergleichen. Gleichwohl haben sie einige Berührungspunkte:

- In beiden geht es auf der Makroebene um Fragen der Ethik bzw. der Legitimation der Institution Sicherheit und Ordnung,
- auf der Mesoebene geht es in beiden Kulturen um das Verhältnis der Polizisten untereinander und um das Selbstverständnis der Organisation,
- auf der Mikroebene geht es beiden um die Beziehung des Einzelnen zu seiner Aufgabe.

Diese gemeinsamen Relevanzebenen werden jedoch unterschiedlich ausgefüllt:

- Auf der Institutionsebene vermitteln Leitbilder universelle Werte und eine offensive, demokratisch durchdrungene Beziehung zur Öffentlichkeit. Dagegen grenzen sich Handlungsmuster gerade von dieser Grenzüberschreitung ab, sie führen einen Abwehrdiskurs, keinen Verständigungsdiskurs.

- Auf der Organisationsebene fällt bei den Leitbildern der positive und offensive Charakter auf, hier stehen Innovation, partnerschaftliche Kommunikation und wohlwollende (interdisziplinäre) Zusammenarbeit im Vordergrund. Die Handlungsmuster legen dagegen nahe, sich nicht „in die Karten schauen zu lassen“ und dafür zu sorgen, dass die Grenze zwischen dem verlässlichen sozialen Nahraum und dem „Rest der Welt“ sicher bleibt.

- Auf der Handlungsebene wird von den Leitbildern ein freundlicher, unvoreingenommener, diplomatisch versierter, kommunikativer und ausgeglichener Mensch kreiert, der gerne mit anderen Menschen vorurteilsfrei zusammenkommt. Die Handlungsmuster legen nahe, die Klientel distanziert und skeptisch zu betrachten, sich nicht naiv zu zeigen und sich vor der Gegenseite, so gut es geht, zu schützen.

Handlungsmuster und Leitbilder stehen jeweils als *Grenzhüter* zweier Grundverständnisse bzw. zweier Handlungslogiken in der Polizei. Sie bewerten die Polizei(arbeit) von zwei unterschiedlichen Perspektiven aus und kommen deshalb zu ziemlich disparaten Bewertungen der sozialen Wirklichkeit und der polizeilichen Aufgabe: Während sich Leitbilder da-

#### **Polizeikultur und Polizistenkultur sind nicht zu vergleichen**

nach richten, was politisch gewünscht und dementsprechend korrekt ist, orientieren sich die Handlungsmuster eher nach den praktischen Erfahrungen der street cops.

Die Hauptkritik an den Leitbildern der Polizeikultur dürfte darin liegen, dass Polizisten ihren Beruf mit der dort nahegelegten Grundhaltung nicht ausüben könnten, zumindest nicht in den gesell-

schaftlich prekären Handlungsfeldern. Nun schöpfen Leitbilder ihre visionäre Kraft nicht aus dem Aspekt der konkreten Zielvorgabe in dem Sinn, dass dieses Ziel real erreicht werden sollte, sondern sie sind ein Idealtypus<sup>7</sup>, der so in der Wirklichkeit nicht vorfindbar ist und

dessen Verwirklichung auch nicht intendiert ist. Diese Kluft zwischen Realität und Vision ist bislang noch nicht glaubwürdig geschlossen, was durchaus zur Sprachlosigkeit zwischen „Basis“ und „Überbau“ in der Polizei beitragen dürfte.

Etwas polemisch zugespitzt ist der Unterschied zwischen Leitbildern und Handlungsmustern etwa so zu benennen: *Leitbilder können publiziert werden, aber nicht das polizeiliche Handeln anleiten. Handlungsmuster dagegen leiten das polizeiliche Handeln an, können aber nicht publiziert werden.*

Wie ich an der Typologie der Krieger-Männlichkeit zu zeigen versuchte, bereitet aggressive Männlichkeit sich und anderen dann Schwierigkeiten, wenn sie den Kontext verlässt, in dem Aggressivität noch erlaubt bzw. funktional erforderlich ist.

Umgekehrt partizipieren street cops davon, dass ihre Handlungsmuster von der Organisation geduldet, bisweilen gefördert werden. Ihr Bedürfnis nach Expressivität wird durch die Bürokratie zwar kanalisiert und limitiert, aber immerhin als Erfahrung überhaupt erst ermöglicht. Das Potential an Kampfbereitschaft erfährt durch die Rahmung „staatliches Gewaltmonopol“ durchaus eine normative Legitimation.

Die Frage, ob eine aggressive Männlichkeit in der Polizei selbst erst erzeugt oder lediglich kultiviert oder ausgenutzt wird, ist nicht eindeutig zu beantworten. Bei der Variationsbreite der hier vorgestellten Männlichkeiten ist jedoch eine lineare Beziehung zwischen aggressiver Männlichkeit und Polizei sicher nicht anzunehmen. Andererseits vollzieht sich eine Entwicklung hin zu pazifizierteren Formen von Männlichkeit ebenfalls nicht ungebrochen. Denn immerhin bilden

sich innerhalb einer allgemeinen Tendenz zu größerer Permissivität in der Polizei subkulturelle Praxen heraus, die in bestimmten Organisationsteilen zu einer besonderen Betonung von Disziplin und Krieger-Männlichkeit führen, wie ich am Beispiel einer BFE gezeigt habe.

Dies geschieht nicht notwendig im militärisch-autoritären Stil, sondern durchaus mit *hedonistischen* Zügen, sozusagen als *lustbetonte Härte demonstration*. Dabei darf man aber nicht vergessen, dass diese Männlichkeit anstrengend und riskant ist, es erfordert täglich einige Überwindung, um dem hegemonialen Bild des überlegenen, respektive des *harten Mannes* gerecht zu werden, und es birgt im Übrigen Risiken der Selbstbeschädigung. Und man darf nicht vergessen, dass diese expressive Darstellung von gewaltbereiter Männlichkeit von vielen Männern (und den meisten Frauen) persönlich nicht praktiziert oder doch nur fallweise angedeutet wird.

Neben den Konkurrenzen und Disparitäten zeigt die Arbeit aber auch Ansätze zu einer gemeinsam Entwicklung von Cop Culture und Polizeikultur sowie mögliche Wandlungen im Alltag der Polizei auf.

Leitbilder gewinnen trotz aller Kritik an Bedeutung unter dem Gesichtspunkt der alternativen *Handlungsorientierung*, als Angebot zum Abrücken von traditionellen Handlungsmustern bzw. von den hegemonialen Männlichkeitsmodellen. Wahrscheinlich ist dieses Angebot für den einen oder anderen (besonders: lebensälteren) Beamten, der schon einige Jahre strapaziösen Dienst hinter sich hat und auch lebensgeschichtlich nicht (mehr) an reiner Körperpräsentation interessiert ist, attraktiver als für ausgesprochene (junge) Krieger-Männlichkeiten.

Es liegt insgesamt nahe zu vermuten, dass street cops von den neuen Leitbildern *mittelbar* partizipieren, denn wenn sie auch nicht als Handlungsanweisungen dienen, so bieten sie sich doch als Kommunikationsangebot darüber an, was als sinnvolles Handeln in der Polizei zu gelten habe. Auf diese Weise könnte durchaus das Verhaltensrepertoire der

Polizei erweitert bzw. fortentwickelt werden.

Zunächst scheinen jedoch bestimmte *situative Elemente* die traditionelle Cop Culture zu bestätigen: Die Wirkung subkultureller Normen auf polizeiliche Handlungen wird um so wahrscheinlicher, je mehr die Arbeitszusammenhänge die Anwendung dieser Regeln nahe legen oder mindestens zulassen. Solche Arbeitszusammenhänge sind etwa die folgenden:

- Die Auftragsgestaltung in bestimmten Großstadtmilieus (z.B. die beschriebenen Einsätze der Bereitschaftspolizei im Zentrum Frankfurt zur Unterstützung der örtlichen Polizeikräfte), in Konfliktbezirken, bei länger anhaltenden Großeinsätzen (z.B. Castor-Transporte) macht ein Anwachsen subkultureller Normen wahrscheinlich, weil man die Umgebung als *feindlich* wahrzunehmen beginnt.
- In Organisationsteilen, in denen es zu einer Konzentration von jungen und/oder statusniedrigen Männern kommt, ist die Entwicklung abweichender Normen (unter dem Eindruck einer *aggressiven Männlichkeitskultur*) wahrscheinlicher als in Gruppen, die nach Status, Alter und Geschlecht gemischt sind.
- Des Weiteren spielt der Einfluss der umgebenden Peers eine wichtige Rolle: Abschottung gegenüber der Außenwelt fördert die Entwicklung eines eigenen *second code*, der von dem offiziellen *first code* des Rechts z.T. erheblich abweicht.
- Schließlich kommt es ganz wesentlich auf die Art und Weise des Kontakts und der Kommunikation zwischen Basis und Führung an, ob sich eine eigene Subkultur entwickelt, die gegen die Regeln der Organisation arbeitet, oder ob die Leitung am Alltagsdiskurs der street cops teilnimmt (und von ihnen ernst genommen wird).

Eine Veränderung von Handlungspraxen wird dagegen durch *organisationelle* Elemente stimuliert. Insbesondere die veränderten Einstellungsbedingungen, die durch die Erhöhung der Frauenquote bedingte Auflösung reiner Männerbünde, das Fachhochschulstudium am Beginn der Berufslaufbahn sowie die damit

verbundene Abkehr von (ihrerseits die Entwicklung von Partikularnormen begünstigende) Gemeinschaftsunterkünften könnten sich günstig für eine Annäherung von Cop Culture und Polizeikultur erweisen. Inwieweit *Leitbilder* die Kultur der Organisation verändern, wird davon abhängen, ob sie eingebunden werden in einen größeren (und kontinuierlichen) Prozess der Organisationsentwicklung oder ob es sich um eine singuläre Kampagne handelt.

Letztlich bleibt nicht viel anderes übrig, als sich mit den Handlungsmustern der street cops auseinander zu setzen, sie ernst zu nehmen und noch genauer zu studieren. Dann könnten sie in Beziehung gesetzt werden mit den Leitbildern der Polizeikultur. Wenn über beide (fach)öffentliche Diskurse stattfänden, würden Polizisten frühzeitig auf die Disparitäten und Konkurrenzen zwischen Theorie und Praxis aufmerksam und müssten sich nicht individuell und mit eigenem Risiko den Weg durch die Berufskarriere bahnen. Sie wären wahrscheinlich weniger *verführbar* für die Routinen des Alltags und könnten andererseits offener mit neuen Angeboten umgehen, von denen sie sich jetzt von den *alten Hasen* noch sagen lassen müssen, dass sie in der Praxis sowieso nicht funktionieren.

Was die Theorie- und Bildungsarbeit innerhalb und außerhalb der Polizei zu ihrer Unterstützung noch leisten könnte, liegt in der Entwicklung einer besonnenen Handlungslehre der Polizei. Die reflexive Analyse des polizeilichen Handelns und die Systematisierung der vielfältigen Handlungspraxen könnten den Kern einer noch zu entwickelnden Polizeitheorie bilden (zu der man Polizeiwissenschaft sagen kann, soweit sie mehr ist, als eine eklektizistische Sammlung aus verschiedenen schon bestehenden Wissenschaftsdisziplinen).

Doch soll auch nicht vergessen werden: Die meisten Polizisten handeln in der ihnen auferlegten Ambiguität ziemlich verantwortungsvoll – und oft ziemlich geschickt. Über alles andere muss noch mehr nachgedacht werden.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Die Arbeit wurde unter diesem Titel 1999 als Dissertation am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main eingereicht und später unter dem Titel „Cop Culture – der Alltag des Gewaltmonopols. Männlichkeit, Handlungsmuster und Kultur in der Polizei“ bei Leske+Budrich, Opladen 2000, veröffentlicht. Die hier vorfindbaren Kapitel- und Seitenangaben beziehen sich auf die Veröffentlichung bei Leske+Budrich.

<sup>2</sup> Gleichwohl hat es in den jüngsten Vergangenheit einige erfolgreiche Anstrengungen gegeben, diese Leerstelle auszufüllen. Über den Stand der deutschen Polizeiforschung gibt es mittlerweile einige gute zusammenfassende Aufsätze, ich verweise insbesondere auf Kerner (1995) bzw. Ohlemacher (1999).

<sup>3</sup> Die Begriffe Gewaltmonopol und Bürokratie sind im alltagssprachlichen Gebrauch eher negativ besetzt. Ich verwende sie jedoch als technische Begriffe, hier sehr im Sinne von Max Weber. Die Bezeichnung Gewaltmonopol findet sich bei ihm zwar nicht als Terminus (er spricht von Gewaltsamkeit oder physischem Zwang), wohl aber inhaltlich in seiner Staatslehre: „Staat soll ein politischer Anstaltsbetrieb heißen, wenn und insoweit sein Verwaltungsstab erfolgreich das Monopol legitimen physischen Zwanges für die Durchführung der Ordnungen in Anspruch nimmt“ (Weber 1985, 29, Hervorhebung im Original; vgl. auch S. 516 f.). Die Herausbildung des staatlichen Gewaltmonopols im Zuge der abendländischen Zivilisation findet sich im übrigen sehr materialreich beschrieben bei Elias (1988, besonders 143-279 sowie 312-454).

<sup>4</sup> Eine von Bettina Franzke 1997 veröffentlichte Arbeit weist mittelbar auf die Schwierigkeiten bei der Entwicklung einer plausiblen bzw. innovativen Forschungsperspektive im Zusammenhang mit der Geschlechterfrage hin, denn der Erkenntniszuwachs ihrer Untersuchung bleibt hinter ihrem Anspruch (einer laut Untertitel geschlechtsspezifischen Polizeiforschung) deutlich zurück.

<sup>5</sup> Diese Frage hat meine Untersuchung nachhaltig inspiriert. Sie steht als Metapher für die realen Vollzüge im Polizeidienst. Sie kann abgewandelt werden: Was reicht aus? Wann ist die Arbeit erfolgreich? Welcher Schmerz genügt? Nur eigene oder die berichtete fremde Erfahrung, nicht aber die Theorie, gibt – gleichwohl nicht immer befriedigende – Antworten auf diese Fragen.

<sup>6</sup> Der Subkulturbegriff wird mit sehr unterschiedlichen theoretischen Implikationen verwendet, deshalb möchte ich kurz erläutern, auf welche Bedeutung von Subkultur ich mich beziehe. Hierzu schließe ich mich der Argumentation von Steinert (1989) an. Subkultureller Zusammenschluss findet sich historisch sowohl als (ökonomische und intellektuelle bzw. religiöse) Elitenbildung (z.B. des Bürgertums), aber auch als Form der Depriviertenkultur (z.B. der Boheme). Subkultur entsteht „nicht naturwüchsig, sondern als Ergebnis einer Politik, die auf Zusammenschluss und Anschluss gerichtet ist, eigenen und fremden. „Subkultur“ fungiert als Elitenzusammenschluss und als Selbstorganisation der Ausgeschlossenen. Sie ist Grundlage von Herrschaft und von Unterlaufen wie Erfüllen der Herrschaftsansprüche“ (Steinert 1989, 622). Der Verweis auf Subkultur im Zusammenhang mit dem Gewaltmonopol bedeutet, darauf zu achten, welche unterschiedlichen Formen des Unterlaufens und der Erfüllung des staatlichen Herrschaftsanspruchs in der Polizei zu beobachten sind. Die dahinter stehende Annahme lautet, dass sich in der Cop Culture sowohl die Ermöglichungsformen für die Durchsetzung staatlicher Gewalt als auch Formen von Widerständigkeit gegen sie verorten lassen. Viele Polizisten fühlen sich ja in der Tat als kleine Rädchen in der Organisation. Durch ihre inferiore Stellung im Bürokratiebetrieb werden sie oft genug gekränkt, beschämt und frustriert. Ihre Vorstellungen von einer richtigen Polizeiarbeit werden von den eigenen Vorgesetzten selten geteilt, die Gerechtigkeitsvorstellungen stoßen schnell auf Unverständnis, wenn sie die eigenen Reihen verlassen. Die ideologischen und realen Tröstungen der Subkultur erfahren sie durch die Bezugnahme auf ihresgleichen, durch ihre Kameradschaft in der

Gefahrengemeinschaft, durch die Zeichen der Solidarität, durch das gemeinsame Wissen von (den Schattenseiten) der Gesellschaft.

<sup>7</sup> Mit dem Begriff der „idealtypischen Konstruktionen“ beschreibt Max Weber ein Modell, das darstellt, „wie ein bestimmt geartetes, menschliches Handeln ablaufen würde, wenn es streng zweckrational, durch Irrtum und Affekte ungestört, und wenn es ferner ganz eindeutig nur an seinem Zweck (...) orientiert wäre. Das reale Handeln verläuft nur in seltenen Fällen (...) und auch dann nur annäherungsweise so, wie im Idealtypus konstruiert“ (Weber 1985, 4; Hervorhebung im Original). In seinem Aufsatz „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis“ findet sich folgende Beschreibung des Idealtypus: „Er wird gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einzelercheinungen, die sich jenen herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankengebilde. In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar.... Er ist ein Gedankenbild, welches nicht die historische Wirklichkeit oder gar die ‚eigentliche‘ Wirklichkeit ist, welches noch viel weniger dazu da ist, als ein Schema zu dienen, in welches die Wirklichkeit als Exemplar eingeordnet werden sollte, sondern welches die Bedeutung eines rein idealen Grenzbegriffs hat, an welchem die Wirklichkeit zur Verdeutlichung bestimmter bedeutsamer Bestandteile ihres empirischen Gehaltes gemessen, mit dem sie verglichen wird“ (Weber 1956, 186-262, Zitate S. 235 und 238f.).

### Der Autor:

*Dr. Rafael Behr war 15 Jahre Polizist und ist nun Dozent am Institut für Sozialpädagogik der Universität Frankfurt.*

